

PSYCHO-NEWS - LETTER NR. 27

EIN KLEINER LITERATURRUNDFLUG

Im Auftrag der DGPT
von
Michael B. Buchholz
email : buchholz.mbb@t-online.de

Mitte Dezember 2004

WIDERSPRUCH, SCHÖNHEIT, ZEIT

Daß nichts im Leben sich so schickt, wie man es gerne hätte, lernt man erst schätzen, wenn man etwas älter geworden ist. Manchen jüngeren Leuten kommt es manchmal noch so vor, als müsste alles so lecker geschleckt vonstatten gehen, wie es die Werbung vorgaukelt; die ihrerseits nutzt mehr und psychologischen Jargon („Weil ich es mir wert bin...“) und bietet suggestiv ihre Sprüche zur Remoralisierung eines in verschärften sozialen Auseinandersetzungen gefetzten Selbstbewusstseins an. Ein bedenkliches Beispiel: Als 1980 **Franz-Josef Strauß** Bundeskanzlerkandidat werden wollte, warnte ein bekannter Psychoanalytiker in „Psychologie Heute“ vor allzu viel Aufregung, wir sollten den „**Strauß** in uns“ entdecken. Und im Zusammenhang mit der damals erneut beginnenden NS-Auseinandersetzung wurden wir auch aufgefordert, den „**Hitler** in uns“ zu entdecken. Heute lesen wir auf Plakatwänden die kesse Replik: „Entdeck den Spieß in Dir!“ und werden von einer Bausparkasse zum Häuslebauen animiert. Unfreiwillig ironisiert diese Kopie eines psychologischen Diskurses in der und durch die Werbung, wie erfolgreich Psychotherapie mittlerweile ist – aber die Psychotherapie könnte an diesem Erfolg geradezu scheitern!

Dagegen richtet sich überall Widerspruch ein. Hat man genug davon gesehen, weiß man, daß ein glattes Leben ohne Widerspruch langweilig wäre, es verdankt Würze seinen aufgerauhten Oberflächen, die auf Tieferes verweisen. Eben das wird durch die Glättung unterschlagen, an der wir uns dennoch manchmal freuen wollen.

Widerspruch hat zunächst mit Sprechen und Sprache zu tun, das Wort verweist schon auf das Zuwider-Sein, auf das Entgegen eines Anderen, das anders spricht und also wider-spricht. Diese eher philologische und abstrakte Überlegung wird zu einer extrem schwierigen Realität, wenn fremde Sprachen gesprochen und gelernt werden müssen. Das ist für Zigtausende Notwendigkeit geworden; man muß nicht nur an Flüchtlinge, man kann auch einfach an das erweiterte Europa denken. Vielsprachigkeit, die einst Normalität war, kehrt auch in unsere Breiten wieder zurück; das bildet. Aber es bildet auch die Quelle von enormen Konflikten. Denn die andere Sprache, die Sprache des Anderen ist immer auch Indiz einer anderen sozialen Kategorie.

SOZIALE KATEGORIEN

Über die Wirkmächtigkeit sozialer Kategorien können wir bei Romanschriftstellern

soviel lernen, daß uns Hören und sehen vergeht. Ohne den Anderen kommen wir nicht

hin, aber daß er uns mit Zwangsläufigkeit im Wege steht, bringt unvermeidlich die Auseinandersetzung mit sich, manchmal Haß, Rückzug und manchmal auch Liebe. Alle Themen der Psychologie und Psychoanalyse sind hier präsent, entwickeln sich vielleicht in existentieller Tiefe nur, wenn der Andere wahrgenommen werden kann, also gerade nicht als nur Seelisches. Dies formt sich vielmehr im Modus des Sozialen in der kultivierten Begegnung – oder aber es wird traumatisch verletzt.

Wie merkwürdig aber eine immer vertieftere Nur-Introspektion wäre, kann man sich am Spießler-Werbespruch verdeutlichen: Kann man einen Spießler „in sich“ entdecken? Wann leuchtet so etwas ein? Doch nur in einem überpsychologisierten Klima, dessen Vorhandensein wir nicht bestreiten wollen, das hier geradezu bestätigt und zugleich lächerlich gemacht wird. Denn der Einwand

liegt doch so nahe, daß „Spießler“ nichts ist,

„Without Contraries is no progression. Attraction and Repulsion, Reason and Energy, Love and Hate are necessary to Human Existence“.

William Blake, The Marriage of Heaven and Hell

was ich „in“ mir habe, sondern was Zuschreibung von außen, durch andere ist. „Spießler“ – das ist eine soziale, keine psychologische Kategorie. Sie kann jedoch mächtige seelische Wirksamkeit in der Abwehr des Anderen erwerben und schreibt sich mit Macht in seelische Strukturbildungsprozesse ein. Manchmal erfahren wir Bestürzendes von Autoren moderner Romane darüber, wenn nämlich die sozialen Kategorien sich derartig ineinander verwirren, daß Heillosigkeit die kaum kurierbare Folge ist.

BRUCHSTÜCKE, RANDEXISTENZ, GESCHÄFTLICHER ERFOLG

Daß Widersprüche nicht nur würgen, sondern unerträglich werden können, erfahren wir aus einigen modernen Romanen und Autobiographien.

Edward W. Said, der palästinensische Intellektuelle Amerikas, der in Ägypten, Libanon, Palästina, der Schweiz und in den USA großgeworden ist (ich habe ihn in einem früheren PNL schon einmal erwähnt), läßt an vielen Stellen sein Leben rückblickend Revue passieren:

“Noch lange nach der Kolonialzeit glaubten wir kollektiv, wir könnten nach dem Modell europäischer Erholungsorte ein Ersatzleben führen – ungeachtet dessen, was um uns herum vor sich ging. Meine Eltern versuchten, unseren Kairoer Kokon in die libanesischen Berge zu verlegen: Wer mochte ihnen das verübeln, angesichts unseres bedrohlichen Status als palästinensisch-arabisch-christlich-amerikanische Bruchstücke, die von der Geschichte verstreut waren und nur teilweise von den geschäftlichen Erfolgen meines Vaters zusammengehalten wurden, die uns eine halb fantastische, bequeme, aber anfällige Randexistenz gestatteten.“

Von Kindheit an sind ihm soziale Kategorien auf den Leib geschrieben; bedrohlich

wird dem die Welt überall, der keinen Ort hat, wo er nicht als Fremder identifiziert werden kann. Das ist für den Fall, der sowohl palästinensische als auch arabische (wir setzen das meist gleich), christliche und amerikanische Fragmente sozialer Zugehörigkeiten in sich trägt. Seine Autobiographie hat **Said** angesichts solcher sozialen Zerrissenheiten, die „Bruchstücke“ hinterlassen, unter den Titel „Am falschen Ort“ gerettet. Das zieht sich durch sein Leben:

“Während des letzten Abschnitts meiner Zeit in Princeton wurde mir mein Selbstbild als ein unreifer, schwankender, in verschiedene Teile gespaltener Mensch (Araber, Musiker, junger Intellektueller, einsamer Exzentriker, pflichtbewußter Student, politischer Außenseiter) drastisch vor Augen geführt“.

Hier sieht man die immense Vielfalt von einem, der seine Identität durch Zugehörigkeiten jedenfalls nicht mehr bestimmen kann und daran beinahe scheitert, wenn er nicht seine Intellektualität als Überlebensmittel hätte. Bestürzend wird dies, wenn ein jüdischer Autor in ganz ähnlicher Weise sich seiner Themen annimmt. **Amos Oz** betitelt

seine Autobiographie als „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“. Das Kind Amos beobachtet die sozialen Kategorienprobleme mit Sorgfalt und vergleicht. Es sieht dem Vater, der mehr als 12 Sprachen spricht, im Jerusalem der 1930er Jahre zu:

“Wann immer Vater sich einem Pionier in Khaki gegenüber sah, einem Revolutionär, einem zum Arbeiter mutierten Akademiker, geriet er in peinliche Verlegenheit. In Wilna oder in Warschau war völlig klar gewesen, wie man ein Gespräch mit einem Proletarier führte. Jeder kannte seinen Platz, und doch musste man diesem Arbeiter unmissverständlich zeigen, daß man demokratisch eingestellt war und sich nicht im geringsten für etwas Besseres hielt. Aber hier, in Jerusalem war alles nicht eindeutig. Nicht auf den Kopf gestellt, nicht wie bei den Kommunisten in Rußland, sondern zweideutig: Einerseits gehörte Vater zum Mittelstand, zwar eher zum unteren Mittelstand, aber immerhin entschieden zum Mittelstand, er war ein gebildeter Mann, der Aufsätze und Bücher schrieb und einen bescheidenen Posten an der Nationalbibliothek innehatte, und sein Gesprächspartner war ein verschwitzter Bauarbeiter in Arbeitskleidung und schweren Schuhen. Andererseits hieß es, dieser Arbeiter habe ein Diplom in Chemie und sei auch ein wahrer Pionier, das Salz des Landes, ein Held der hebräischen Revolution, ein Mann, der von seiner Hände Arbeit lebte, während Vater sich – zumindest tief drinnen – immer als leicht entwurzelten, kurzsichtigen Intellektuellen mit zwei linken Händen betrachtete, eine Art Deserteur, der sich vor der Front – dem Aufbau des Heimatlandes – drückte“.

Wenn also keiner seinen Platz kennt, kann auch keiner zugeordnet werden – und wie soll man dann miteinander sprechen? Wie sich und den anderen verorten? Welche Regeln gelten? Wenn die Kategorien sich übers Maß verwirren, wird der Alltag des Gesprächs schwierig, peinlich oder unmöglich gar. Kategoriale Verwirrungen produzieren Affekte in nicht geringem Ausmaß. Das Risiko, peinliche Fehler zu begehen, wird unabschätzbar groß; die Chance miteinander umstandslos ins Gespräch zu kommen, nimmt unter solchen Umständen rapide ab – und an diesen Problemen laboriert nicht nur der Palästinenser **Edward Said**, sondern eben auch der Israeli **Amos Oz**. Psychologisch gesehen geht es um Identitätsthemen verschränkt mit Schamreaktionen, vom So-

zialen her gesehen sind es soziale Kategorien, denen man sich nicht umstandslos zuordnen kann. Der Sexualforscher Kinsey schrieb mit Bezug auf die Kategorien „homosexuell/heterosexuell“ erfreulich klar:

“Males do not represent two discrete populations, heterosexual and homosexual. The world is not to be divided into sheep and goats. It is a fundamental of taxonomy that nature rarely deals with discrete categories... The living world is a continuum in each and every one of its aspects.” (Kinsey 1948, S. 639).

Kategorien, das wird durch die sozialwissenschaftliche Betrachtung klar, sind nicht eine Angelegenheit der „Sache“, die durch sie betrachtet wird; Kategorien sind eine Angelegenheit des Denkens über eine Sache und dieses Denken wird von Gruppenzugehörigkeiten und anderen sozialen Tatsachen wiederum massiv beeinflusst. Wir sind hier also in einem Feld des Denkens über Fremde, das sozial produziert ist und Soziales produziert.

Das sieht so auch der Amerikaner **Richard Powers**, der seinen fabelhaften Roman „Der Klang der Zeit“ gleichermaßen der Musik wie der zerrissenen Gegenwart gewidmet zu haben scheint (deutsch 2004). Das ist Zeitdiagnostik auf einem ähnlichen hohen Niveau wie bei **Philip Roth** – ich möchte beinahe sagen, hier bei diesen genannten Autoren könnten psychoanalytische Zeitdiagnostiker in die Lebensschule gehen. Der Protagonist des Romans von **Powers** ist Musiker, der sich nach einem kometenhaften Aufstieg als klassischer Pianist und Gesangsbegleiter seines Bruders nun als Pianist in einer drittklassigen Bar durchschlägt – denn er und sein Bruder sind Schwarze und können nicht erreichen, entsprechend ihrem Können gewürdigt zu werden.

“Ein halbes Dutzend Lokale in Atlantic City hätte mich anstellen können. Auch wenn die große Zeit der Livemusik zu Ende ging, war sie doch in den frühen siebziger Jahren noch keine Seltenheit, und was ich spielte, störte niemanden außer mich selbst. Wir waren im Krieg. Nicht Kapitalismus kontra Kommunismus, nicht die Vereinigten Staaten gegen Vietnam, Studenten gegen ihre Eltern, Nordamerika gegen den Rest der Welt. Ich spreche vom Krieg der lauten gegen die leise Musik, der elektrischen gegen die akustische, der komponierten gegen die improvi-

sierte, von Rhythmus contra Melodie, Schock contra Wohlanständigkeit, dem Krieg der Langhaarigen gegen die Kurzhaarigen, der Vergangenheit gegen die Zukunft, Rock gegen Folk gegen Jazz gegen Metal gegen Funk gegen Blues gegen Pop gegen Gospel gegen Country, schwarze Musik gegen weiße Musik. Jeder mußte Farbe bekennen, und Musik war die Fahne, die man hochhielt. Wer man war, das zeigte man dadurch, welchen Sender man auf dem Radio eingestellt hatte."

Und als er seinen Bruder in Europa besucht und auf dem Brüsseler Flughafen ankommt, drängt sich ihm eine soziale Realität auf, die er mühsam in Worte sich erkämpft:

"Wir bahnten uns einen Weg durch die karbolgeschwängerte Flughafenluft, hier mit einem Hauch von Menthol versetzt. Gesprächsfetzen schwappten über uns hinweg. Schnipsel von Nachrichtensendungen über den Untergang von Babel. Eine Gruppe von gespenstischen, strohgerahmten Windmühlengesichtern ließ mich "Holländer" denken, bis sie portugiesisch zu palavern begannen. Ein Häuflein dunkelhäutiger Schmuggler mit buschigen schwarzen Augenbrauenwülsten hielt ich für Albaner, aber sie beschimpften sich in einem dänischen Singsang. Türken, Slawen, Hellenen, Tartaren, kriegerische Hibernier: Allesamt nicht zuzuordnen. Ich kam mir vor wie in New York. Nur die Amerikaner waren auf den ersten Blick zu erkennen. Selbst wenn sie auf litauisch brabbelten, erkannte ich meine Landsleute. Das waren die mit den weißen Schuhen und mit den J'AIME LA FRANCE-Aufklebern auf dem Bordgepäck".

Mit dem Bruder reist er zu einem Konzertauftritt in geistlicher Musik nach Israel:

"Fünf Tage waren wir in Israel. Ich hätte gedacht, dass die Messen der Gegenreformation und die Chansons französischer Höflinge absurd klingen müssten in diesem Land des ewigen Kriegs. Aber unsere Zuhörer ließen uns erst nach mehreren Zugaben wieder gehen. Die Erinnerung war erfinderisch. Jeden Fetzen, den der Wind daherblies, konnte sie einfangen und in ihre Nest weben. In Jerusalem, der letzten Station der Tournee, sangen wir in einem futuristischen holzgetäfelten Auditorium, das ebenso gut in Rom, Tokio oder New York hätte stehen können. Unmöglich zu sagen, was das Publikum dachte: Zwei Geschlechter, drei Religionen, vier Rassen, ein Dutzend Nationalitäten und so viele Gründe, diesen Gesängen des Todes zu lauschen, wie es Plätze im Saal gab."

Widersprüche sind also nicht nur eine Angelegenheit des Sprechens, sie sind Teil einer verwirrenden sozialen Welt, die sich unter ihrer Macht gleichsam wegduckt, denn sie zerfetzt geradezu die biographische Zeit:

"Zeit ist das, woran wir erkennen, in welche Richtung die Welt unterwegs ist: immer nur abwärts, von wilder Jagd zur letzten Erschöpfung."

An dieser brutalen und zugleich wahren Definition der Zeit durch **Powers** also kann man etwas lernen und begreifen über soziale Wirklichkeit, deren zerreißende Widersprüche und ihre fatalen Effekte für subjektive Bildungsprozesse. Solche Literatur wirkt auf mich wie ein Fenster in Welten, die ich sonst nicht zu sehen bekomme, deren Gegenwärtigkeit mir aber so als bedrohliche Wirklichkeit nahe kommt. Das schärft meinen Realitätssinn, ohne mich zu verletzen. Literatur kann etwas sichtbar machen, was nicht einzelne Tatsachen sind, sondern ein Mehr ist. „Manchmal stellen Tatsachen auch eine Bedrohung für die Wahrheit dar“, schreibt **Amos Oz**. Literatur kann immer nur ein Einzelnes beschreiben, aber daran entfaltet sich ein Größeres. Von „Tatsachen-Schotter“ sprach spöttisch schon der österreichische Autor **Heimito von Doderer** in seinem berühmten Roman „Strudlhofstiege“. Manchmal können die Dinge in einer Weise präsent sein, die nicht erklärt werden kann. Aber diese Weise kann erfahren werden, weil sich in einem solchen „Jetzt“ die Gegenwart präsentiert, eine Repräsentanz ihrer selbst bildet und hochgradig verdichtet. Dagegen sind die Tatsachen dann „Schotter“. Man sieht, die poetische Form ist nicht nur eine Sache für Germanisten, sie gewinnt irgendwie auch eine seelische Realität, eine Gegenwärtigkeit, auf die ich gleich noch im Zusammenhang mit dem neuen Buch von **Daniel Stern** „The Present Moment“ (2004) zurückkommen werde. Geht es um Glauben, um Konfession? Oder um die wissenschaftlichen Tatsachen? Hilfreich, wenn wir schon so literarisch sind, vielleicht die Erinnerung an einen Autor, **Robert Musil**, in dessen „Mann ohne Eigenschaften“ ich noch die folgenden Zeilen lese:

“Ohne Zweifel war er ein gläubiger Mensch, der bloß nichts glaubte: seiner größten Hingabe an die Wissenschaft war es niemals gelungen, ihn vergessen zu machen, daß die Schönheit und Güte der Menschen von dem kommen, was sie glauben, und nicht von dem, was sie wissen. Aber der Glaube war immer mit Wissen verbunden gewesen, wenn auch nur mit einem eingebildeten, seit den Urtagen seiner zauberhaften Begründung. Und dieser alte Wissensteil ist längst vermorscht und hat den Glauben mit sich in die gleiche Verwesung gerissen; es gilt also heute, die Verbindung neu aufzurichten. Und natürlich nicht etwa bloß in der Weise, daß man den Glauben ‚auf die Höhe des Wissens‘ bringt; doch wohl aber so, daß er von dieser Höhe auf-

fliegt. Die Kunst der Erhebung über das Wissen muß neu geübt werden“.

Hier sieht man, wie **Musil** einen auch der Psychoanalyse inhärenten Konflikt zwischen Aufklärung und Romantik thematisiert, die Nähe zwischen dem Literarischen und dem Psychologischen, zwischen dem Wissenschaftlichen und dem Intuitiven ist durchaus frappierend. Nicht nur **Freud** wunderte sich, daß seine Krankengeschichten wie Novellen zu lesen seien; sein literarischer „Doppelgänger“ (wie **Freud** ihn nannte) **Arthur Schnitzler** meinte einmal fast erschrocken, seine Werke seien lauter Diagnosen.

LITERARISCHE SZENEN ALS FRAKTALE

Man kann durch die Literatur zur Welt kommen, aber auch zu sich selbst und zu seelischen Zusammenhängen. So eng verstrickt sind beide. Man kann die schöne Literatur nehmen, um daran sein psychologisches Wissen sowohl zu veranschaulichen als auch, um es zu vertiefen. Einzelne literarische Szenen sind dann wie ein Sandkorn, in dem sich eine ganze Welt entfaltet. Die Chaostheorie nennt das ein Fraktal; ein Blatt hat die Form des gesamten Baumes, die Beschreibung einer Geste charakterisiert einen sozialen Ort, ein gesprochenes Wort einen Menschen. So „Zwischen den Zeilen“ lesen die Autoren eines von **Eva Jaeggi** und **Hilde Kronberg-Gödde** (2004 im Psychosozial-Verlag) herausgegebenen Bandes mit diesem passenden Titel. **Günter Gödde** greift seinerseits eine Autobiographie auf, nämlich die „Memoiren einer Tochter aus gutem Hause“ der **Simone de Beauvoir** und zeigt an ihnen den wirkungsvollen Einfluß sozialer elterlicher Positionen; Simonens Freundin Zaza schafft nicht, sich vom elterlichen Einfluß genug zu lösen. An einer verbotenen Liebe scheitert sie, weil sie der Mutter nicht genug Widerspruch entgegensetzt und stirbt mit 21 Jahren. Aber daran lernt **Simone de Beauvoir**, wie unverzichtbar jener Widerspruch ist, der sich ins Verhältnis zu den sozialen Mächten setzt. Ihr Lebensgefährte **Sartre** wird später sagen, es komme nicht nur darauf an, was die Verhältnisse aus ei-

nem gemacht haben, sondern was man aus dem macht, was die Verhältnisse aus einem gemacht haben. Das ist wahr und könnte als eine aus literarischer Lektüre entlehnte Aufgabe der Psychotherapie übernommen werden, denn genau das schaffen unsere Patienten oft nur schwächlich: etwas aus dem zu machen, was aus ihnen gemacht wurde.

Über **Sartres** Roman „Kindheit eines Chefs“ erfahren wir durch **Wolfgang Hegener**, der sich längst schon intensiv mit dem Antisemitismus kenntnisreich in vielen Arbeiten beschäftigt hat, über die Kindheitsszenen eines späteren Voll-Antisemiten. **Sartre** hatte diesen Roman gleichsam zu Lehrzwecken geschrieben und wer auch immer ein Ausbildungs-Seminar zum Antisemitismus macht, wird hier anschauliche Szenen gut interpretiert finden. **Achim Würker**, der sich der tiefenhermeneutischen Interpretation im Anschluß an **Alfred Lorenzer** seit Jahren widmet, liefert überzeugende Deutungen der Gretchentragödie in **Goethes** „**Faust**“. Er greift damit eine scheinbare Nebenfigur heraus und gewinnt ihr seine Deutung ab aus einer Irritation, daß **Goethe** nämlich „eine Beziehung zwischen einem älteren, staturhöheren Mann zu einem jungen Mädchen vorführt“ – eine charakteristische soziale Konstellation also, deren seelische Binnenwirkung durch **Würkers** Deutung subtil ans Licht kommt. Der gleiche Autor schafft es, dem „Vorleser“ von **Bern-**

hard Schlink Widerspruchs-Dimensionen abzurufen, die mir jedenfalls beim Lesen dieses eindrucksvollen Buches eines Autors von hohen Gnaden entgangen sind. Gerade diese Erfahrung verdeutlicht, daß hier mit Methode gearbeitet wird. Das gilt auch für weitere Untersuchungen autobiographischer Darstellung, etwa von **Alfred Andersch** durch **Günter Gödde**, aber auch für die Analysen von **Peter Dettmering**, der sich der Romane von **Henry James** angenommen hat. Texte von **Uwe Johnson**, **Zeruya Shalev**, **Dieter Wellershoff**, **Stendhal**, **Heinrich Mann u.v.a.** kommen in diesem reichhaltigen Buch in einer Weise zu Gesicht, die mich fast nie zum Widerspruch gereizt hat. Denn das Verblüffende an diesem gesamten Buch ist, daß hier auf eine Weise gedeutet und interpretiert wird, die das stoffliche Material der untersuchten Romane zum Sprechen und Widersprechen bringt, nie aber eine abgegriffene Psychopathologie überstülpt. Natürlich spricht **Eva Jaeggi** vom Professor Unrat als einem Zwangscharakter, natürlich sieht **Hilde Kronberg-Gödde** eine narzisstische Krise bei **Julien Sorel**, dem Protagonisten in **Stendhals** Roman; aber irgendwie ist das nicht aufgepfropft-diagnostizierendes, behel-

rendes Fachwissen, sondern eher eine Art Sortierung mit leichter Hand, eine Öffnung, die das Verstehen der Texte anreichert und vertieft. **Schnitzler** und **Freud** sind hier als Doppelgänger durchaus erkennbar. Durch den Filter des Literarischen, davon überzeugt dieser bedachte Band, kann die Psychoanalyse auf eine weitere, ansprechende Weise ihre Kompetenz beweisen, beim Aushaltenlernen eklatanter Widersprüche wenigstens wirkungsvollen Beistand zu gewähren. Die Art, wie man dabei belehrt wird, bildet auf beste Weise – nicht nur das Wissen, sondern den sozialen und seelischen Sinn. Und zu hoffen ist, daß es auch die Bildung von Brücken zu denjenigen gibt, die sich mit Literatur berufsmäßig befassen, wenn auch nicht aus einer psychoanalytischen Perspektive. Hier ist der Brückenbau ein gutes Stück vorangetrieben worden. Vielleicht kann man sagen, daß durch Literatur die Psychoanalyse ebenso zu sich kommt wie durch Wissen und Tatsachen, daß erst die Verbindung das ergibt, was uns als notwendige Fülle erscheinen will. Denn in der Literatur kann die Psychoanalyse sich erheben, wie es **Musil** vorschwebte. Ohne auf das Wissen zu verzichten.

SZENEN IM BEHANDLUNGSZIMMER – PSYCHOANALYTISCHE KOCHKUNST

Daß sich die Psychoanalyse insgesamt auf den „Anderen“, auf Wirklichkeit (und deren Verarbeitung) einstellt, dokumentiert auch das September/Okttober-Doppelheft (2004) der „Psyche“. Ich bin auf einige Arbeiten daraus im letzten PNL schon eingegangen, wollte hier aber noch auf einen informativen Überblick durch **Jörg M. Scharff** hinweisen, der seinerseits neuere Arbeiten von **Casey**, **Riesenberg-Malcolm**, **Jonathan Lear**, **Reppen** und **Schulman** referiert und dabei deutlich macht, wie genau behandlungstechnische Fehler beachtet werden müssen und wie schwierig es ist, den Anderen überhaupt als solchen wahrzunehmen. Die Übermacht einer Theorie könnte dazu führen, daß wir gelegentlich ein Schattenboxen veranstalten, wie **Scharff** andeutet.

Wenn wir manchmal, zugespitzt gesagt, aus unserer Verärgerung schließen, der Patient habe ein Aggressionsproblem, dann verwenden wir das Konzept der projektiven Identifizierung als Rationalisierung.

Aber **Scharff** geht auch auf den Italiener **Antonino Ferro** ein, der sich seinerseits in einem weiteren Beitrag in der Zeitschrift „Psychoanalyse im Widerspruch“ (Heft 31, 2004) mit der Deutung befasst. Diese Zeitschrift, einst aus einem kleinen Kreis in Heidelberg entstammend, hat sich längst emanzipiert, erscheint nun wie viele andere in schöner Ausstattung im Psychosozial-Verlag, der höchst aktiv viele gute Zeitschriften-Pferde in seinen publizistischen Stall genommen hat und sie ins Rennen um die Lektüre-Aufmerksamkeiten schickt. Die-

ses besondere Heft ist mit der Psychoanalyse in Lateinamerika befasst, worauf ich hier nicht eingehe, sondern mich bei **Ferro** aufhalte.

Manche Patienten vertragen keine starken Deutungen, schreibt **Ferro**, sondern brauchen „Baby-Nahrung“, wie er anschaulich metaphorisiert. Aber es gibt auch jene „Pfropf-Deutungen“ aus einem Übermaß an Theorie, die eine Auseinandersetzung des Patienten mit sich und seinem Erleben eher blockieren. Im „analytischen Feld“ sieht **Ferro** wohl jene Deutungen als gut an, die aus der Beziehung heraus entstehen und eine Resonanz für Arbeitsbündnis, Kindheitserinnerung und Liebessituation haben. Um die gute Deutung zu finden, sei es „als müßten wir einen Kochtopf samt Inhalt suchen, indem wir einem Duft nachgehen“ – im Kochtopf brodeln die noch unverdauten Beta-Elemente. Sie müssen genießbar gemacht werden, um verdaut werden zu können, der Analytiker muß also vorher kosten. So etwa könnte man die Kochtopf-Metapher gleich erweitern und sieht dann eine Mutter vor sich, die auf das Löffelchen bläst, um festzustellen, ob der Brei gut schmeckt, nicht zu heiß ist usw.

Immer muß sich der Analytiker an der Erwidern seines Patienten auf die Deutung orientieren. „Was immer der Patient sagt, muß durch ein vollkommen auf das Feld bezogenes Hören kanalisiert werden...“, formuliert **Ferro** konsequent und erinnert dabei an die verwandte Deutungstechnik durch **Robert Langs**, der seine Auffassungen gerade noch einmal in einem Büchlein „Fundamentals of Adaptive Psychotherapy and Counseling“ (2004) dargelegt hat. **Langs** und **Ferro** dürften darin übereinstimmen, daß das, was ein Patient sagt, immer als ein „derivativer Kommentar“ zu verstehen ist. Der Patient spricht, darin ähneln sich die Fallbeispiele von beiden Autoren so sehr, in manifester Rede von etwas dort draußen, spielt aber damit unbewußt und unweigerlich auf das Übertragungsgeschehen an. Die Schilderung von Szenen „draußen“ oder von „früher“ wird hier also nicht mehr als Erklärung für Gegenwärtiges aufgefaßt, sondern als anspielender Kommentar zu dem, was der Patient unbewußt

gerade mit seinem Analytiker erlebt. Das kann er abwehrbedingt gerade nicht umstandslos mitteilen und muß deshalb den Umweg gehen, über das „Dort und Damals“ zu sprechen, während er immer und beständig das „Hier und Jetzt“ meint. **Ferro** weiß natürlich ebenso wie **Langs**, daß hierbei die Theorie nicht ohne Einfluß ist.

Ferro unterscheidet auf eine humorvolle, beinahe wiederum literarische Art zwei Arten von Analytikern:

„Meine bisherigen Überlegungen führten mich dazu, zwei Vorgehensweisen für einen Analytiker zu unterscheiden, die mit denen eines Kochs vergleichbar sind. Die erste orientiert sich eng am Rezept: ‚Neid muß sofort gedeutet werden‘, ‚Neid soll nicht zu schnell gedeutet werden‘, ‚Deutungen müssen sofort erfolgen und nur auf dem Hintergrund der Übertragung‘, ‚auf Dauer kann die Deutung nicht in der Übertragung erfolgen und sicherlich nicht sofort‘, ‚der Inhalt muß sofort interpretiert werden‘, ‚dem ist nicht so – zu allererst müssen Sie den Container entwickeln“

Man meint, die Ratschläge der Supervisoren zu hören, die Direktiven und Imperative, die man aufgedrängt erhielt oder selbst aufdrängt, manchmal überzeugend, manchmal nicht. **Ferro** fährt nun fort:

„Dann gibt es solche Köche, welche ununterbrochen das Gericht probieren und ein ‚spezielles‘ analytisches Rezept für jeden Patienten kreieren. ‚Für diesen Patienten an diesem Tag hatte ich das Gefühl, daß es angebracht war, eine Übertragungsdeutung zu geben, und es scheint, daß es gewirkt hat‘; oder: ‚Ich musste anders entscheiden und habe eine Deutung nur gestreift‘. Diese zweite Kategorie von Analytiker-Köchen folgt nicht einfach blind Rezepten, sondern glaubt daran – und hat eine Vorliebe hierfür –, dass das Kochen (die Kochkunst) ‚Sinn‘ macht. Sie gehen das Risiko ein, daß jemand ihre Vorgehensweise als Rezept missversteht und sie möglicherweise imitiert. Was sie anbieten, ist die Methode selbst, nicht deren Gehalt und schon gar nicht die feinsinnige Anwendung derselben.“

Hier hallen die Echos von kasuistischen Seminaren im Ohr. Leicht, sich vorzustellen, wo man lieber zum Essen hinget und auch, welche Kochkunst **Ferro** selbst anbietet. Aber er wertet die Köche der ersten Sorte nicht ab:

„Der Koch der ersten Art vertritt feste Überzeugungen und ‚weiß‘, was richtig und was falsch ist. Der Koch der zweiten Kategorie hat Zweifel und Fragen. Das gibt ihm die Freiheit nach neuen Lösungen zu suchen. Der erste Typ ist verunsichert, wenn er sich einem Patienten gegenüber sieht, der z. B. ‚Käse‘ (oder Übertragungsdeutungen) nicht mag, obwohl das Rezept dies vorschreibt, während der Koch der zweiten Kategorie solche untypischen Fälle wunderbar findet, denn er kann für diese Patienten neue, unvorhergesehene Rezepte entwickeln.“

Häufig entwickelt man sich zum Analytiker der zweiten Art erst nach langer Zeit, in der man als Analytiker der ersten Art und zudem in vielen Küchen gearbeitet hat. Ich mache mir über die Zukunft der Psychoanalyse Sorgen, wegen der eingeschränkten Zeit, die viele Analytiker ihrem

Metier als einer ‚strengen Methode‘ widmen, da dies der einzige Weg ist, der über die Jahre den einzelnen langsam den eigenen persönlichen (und nicht nur den ‚akademischen‘) Zugang als Analytiker finden läßt.“

Am Ende dieses metaphorisch so ansprechenden Aufsatzes hat sich der Analytiker von der Auffassung verabschiedet, im Besitz der Wahrheit zu sein und wir finden das neue Bild eines „Steermanns, mit dem die Patientin ihre nautischen Karten lesen und sich selbst dabei aktiv einbringen“ kann. Selbst also auf hoher See muß man beim Navigieren mitdriften und sich am „gestirnten Himmel über uns“ (frei nach **Kant**) erfreuen und orientieren können.

PRÄSENZ

Nun, die Sorgen um die Zukunft der Psychoanalyse kann man gut verstehen, aber was ist hier das Problem?

Ich meine, so phantastisch genau **Ferro** mit seinen Bildern das Problem umschreibt, bleibt er doch die Antwort schuldig, wie eigentlich einer wissen kann, was dem anderen schmeckt, wenn er schon für ihn kocht? Das neue Buch von **Daniel N. Stern** „The Present Moment in Psychotherapy and Everyday Life“ (2004) hilft hier entscheidende Schritte weiter. Auch er schildert mit metaphorischer Anschaulichkeit.

Stellen wir uns einmal vor, so regt er (S. 174) an, zwei junge Leute, die sich kaum kennen, verabreden sich zu einem ersten Essen. Es ist (passend zur Jahreszeit dieses PNL) Winter und sie kommen auf dem Weg zum Restaurant an einer Eisbahn vorbei. Sie beschließen, Schlittschuhe zu leihen und es auf dem Eis zu probieren. Wacklig stehen sie auf dem Eis, machen zaghafte Bewegungen; sie fällt beinahe hin, er greift rechtzeitig zu und stützt sie im Rücken, so, daß es ihr hilft. Als er beinahe fallend die Arme hochwirft, reicht sie ihm in richtiger Höhe und Haltung ihre Hand, an der er sich hält und den Sturz vermeidet. Sie lachen, sie erfreuen sich – und sie erfahren eine Menge miteinander, ohne das darüber gesprochen würde. Entschei-

dend ist, daß sie intuitiv voneinander wissen, was der Andere just in diesem „present moment“ braucht und das reichert sich an zu einer ungemein wichtigen Erfahrung:

“They have vicariously been inside the other’s body and mind, through a series of shared feeling voyages” (Stern 2004, S. 174).

Stellvertretend „im Anderen sein“ – ist das nicht eine anschauliche Beschreibung? Der Andere muß nicht „ausdrücken, was er meint“, muß nicht „symbolisieren“, muß sein Erleben nicht diskursiv „repräsentieren“ – nein, es geht um ein immer schon vorhandenes gemeinsames Wissen, das aus der geteilten gemeinsamen Erfahrung einer Reise, einer „feeling voyage“ stammt.

Wenn sie im Restaurant ankommen, haben sie schon eine solche „gemeinsame Gefühlsreise“ hinter sich und was sie dann sprechen, geschieht vor diesem Hintergrund, wird daran evaluiert, ob es diese Erfahrung voranbringt oder sie blockiert. Sprechen wird zu einer Fortsetzung des körperlichen „moving along“. Die körperliche Choreographie verlängert sich gleichsam in die sprachliche hinein, die sprachliche Kinetik hat ihr Fundament in der körperlichen – und das ist die Erfahrung, die wir alle als Babies haben. Die Erfahrung des Körperlichen verlängert sich

ins Seelische und ins interaktiv Geteilte hinein.

Solche anschaulichen Erfahrungen sprechen etwas an. Man kann sich das vorstellen. Man fährt in einem Eisenbahnabteil und „weiß“ intuitiv, der gerade hereinkommende Mensch ist „gespannt“ oder sogar „gefährlich“. Man sitzt in einem noch leeren Hörsaal. Die Leute kommen nach und nach herein. Auch wenn man sich nicht umdreht, hat man irgendwie ein relativ präzises Gefühl dafür, wie sie sich im Raum verteilen – und kann das sogar überprüfen. Jemand steht in einem Gedränge hinter einem und man weiß, er bräuchte mehr Abstand, den man dann einzuhalten versucht. Liebende liegen im Bett, verknautschen und verdrehen ihre Glieder und auch wenn einer es bequem hat, kann er doch „wissen“, daß die Art, wie die Knie aneinander stoßen oder die Arme sich verschlingen, für die Andere unangenehm oder sogar auch schmerzhaft sein kann. Es gibt, um den älteren Ausdruck zu benutzen, ein *koenästhetisches Gemeingefühl*. Man erkundigt sich bei Dritten über Jemanden und weiß doch, daß es dem Betreffenden nicht recht ist, auch wenn man nie darüber gesprochen hat und es auch keine vergleichbaren Situationen gibt. Man weiß etwas über den Anderen, auch wenn es noch nie ausgesprochen wurde.

Woher dieses „Wissen“ und welcher Art ist es eigentlich? Diese Frage zu beantworten ist das geheime Anliegen von **Sterns** klugem und in höchst angenehmem Stil geschriebene Buch. Der als baby-watcher sehr prominente Autor, der mit **Elisabeth Fivaz-Depeursinge** aus Lausanne zusammengearbeitet hat und sich bei ihr für hilfreiche Lektüre des Manuskripts bedankt, könnte natürlich als Antwort geben, daß schon die Kleinsten ein „affect-attunement“ erfahren, daß Mütter ihnen transmodale Kommunikationswege öffnen und ihnen helfen, die Intentionen anderer zu „lesen“, was im Englischen als „mind-reading“ umstandslos zu verstehen ist – wir aber tun uns schwer damit. Gehen wir einmal in Gedanken auf eine berühmte psychoanalytische Reise.

Freud sitzt im Eisenbahn-Abteil, als ihm im Gespräch die berühmte „**Signorelli**“-Fehlleistung passiert. Er kommt nur auf

Ersatzbildungen „**Botticelli**“ und „**Boltraffio**“, weiß, daß diese nicht stimmen und kann sich seine Fehlleistung erst erklären, nachdem der Mitreisende ihm mitgeteilt hat, daß der gesuchte Freskenmaler eben **Signorelli** ist. Jetzt kann er seinen Assoziationen folgen und darüber können wir in der „Psychopathologie des Alltagslebens“ einiges lesen. Aber ist diese Situation nicht der auf dem Eis vergleichbar? Stützt der Mitreisende nicht **Freud**? Bietet er ihm nicht die einfallreiche Hand? Natürlich verbal, aber **Freud** hat eine bestimmte Theorie, die nun ihre Wirkungen entfaltet. Er sucht den unbewussten Sinn in seinen Assoziationen und klärt sich (und uns) auf diesem Wege manches auf; aber aus der Sicht einer relationalen Theorie wird eine andere Dimension des Unbewußten gerade dadurch verfehlt. Aus der Sicht des Mitreisenden etwa zieht **Freud** sich aus dem Gespräch zurück, der Mitreisende könnte sich fragen, „wo“ er jetzt gerade ist, während er seinen Einfällen folgt? Die „shared feeling voyage“ ist gerade dadurch unterbrochen, der „kommunikative Tanz“ geht nicht weiter. Der Mitreisende könnte auch Fragen haben von der Art, warum **Freud** sich so martert, was denn dabei sei, einen von diesen so ähnlichen italienischen Namen mal zu vergessen? – und **Freud** würde antworten müssen, daß er die Theorie des psychischen Determinismus beweisen möchte. Er ist, unter der Last dieses Beweiszwangs, tatsächlich für den Moment aus dem Gespräch ausgestiegen.

Sterns Anliegen könnte man beschreiben als den Versuch, eben das nur-und-ausschließlich-introspektiv-zugängliche Unbewußte als unvollständig aufzufassen. Wer sich introspektiert, muß währenddessen das intersubjektive Feld dabei verlassen, es aber zugleich als stille Ressource in Anspruch nehmen. Der Mitreisende muß ja Zeit und Geduld aufbringen. Therapie vollzieht sich manchmal in diesen Momenten, aber für mindestens ebenso wichtig hält **Stern** die „moments of meeting“, die er nun als Teil einer größeren Theorie der „present moments“ darstellt.

Das Buch beginnt ebenfalls in der Küche, wie wir es von **Ferro** nun schon kennen. **Stern** hat nämlich „Frühstücks-Interviews“

gemacht und seinen Probanden lediglich die Frage gestellt, genau zu beschreiben, was sie am Morgen beim Frühstück *erlebt* haben. Es geht nicht darum, was passiert ist, sondern um das Erleben. Das Ergebnis dieser Aufforderung zur genauen Erinnerung ist verblüffend: Da schildert jemand, wie sie Butter suchte und sich dann überzeugt, daß keine Butter ja viel besser ist wegen der Diät. Dann möchte sie den Honig nehmen und denkt daran, daß Honig aber eine „Sünde“ ist, ebenfalls wegen der Diät, sie stellt das Glas wieder weg. Dann sieht sie das trockene Brot, findet es erst schlecht, dann aber doch nicht so schlecht.

Das alles wird in wenigen Sätzen geschildert, erscheint ganz lapidar – aber **Stern** zeigt uns, wie in einer guten Erstinterview-Analyse, daß seine Interviewpartnerin dauernd ein Thema vorführt, wie sie „gut/böse“ beständig balanciert. Erst etwas „gut“, dann „schlecht“ findet oder umgekehrt. Das Erleben selbst dauerte eine Minute, die Schilderung kaum mehr und in einem solchen present moment kommt doch etwas zum Vorschein. Der „present moment“ ist selbst wiederum ein Fraktal, ein Sandkorn, das eine Welt enthält.

Present Moments gibt es im Alltag bei allen Gelegenheiten, sie dauern ca. 10 Sekunden, sie verdichten die Zeit und sie bieten ein implizites Wissen. **Stern** macht sich sehr viel Mühe, genau zu beschreiben, was ein „present moment“ ist, nämlich die Erfahrung zu sein – wir können nicht in der Vergangenheit, nicht in der Zukunft sein, sondern immer nur „now“. Ein „present moment“ also ist keine erzählte Geschichte, sondern eine „lived story“. Und selbst im Alleinsein, ohne reale Gegenwart Anderer, sind wir doch bezogen. Diesen Moment gemeinsam zu erleben, macht ihn zu einer sozialen, zu einer geteilten Wirklichkeit und ermöglicht deshalb Wandel. Eine Theorie des Wandels zu skizzieren ist **Sterns** weiteres Anliegen.

“The central idea about moments of change is this: During these moments a ‘real experience’ emerges, somewhat unexpectedly. This experience happens between two (or more) people. It is about their relationship. It occurs in a very short period of time that is experienced as *now*. That *now* is a present moment with a duration in

which a micro-drama, an emotional story, about their relationship unfolds. This jointly lived experience is mentally shared, in the sense that each person intuitively partakes in the experience of the other. This intersubjective sharing of a mutual experience is grasped without having to be verbalized, and becomes part of the implicit knowledge of their relationship. The sharing creates a new intersubjective field between the participants that alters their relationship and permits them to take different directions together. The moment enters a special form of consciousness and is encoded in memory. And importantly, it rewrites the past. Changes in psychotherapy (or any relationship) occur by way of these nonlinear leaps in the ways-of-being-with-another” (S. 22).

Konsequent, wenn er zwischen „told story“ und „lived story“ unterscheidet; die Erfahrung der Gemeinsamkeit in einem „present moment“ gilt nur für gelebte Geschichte. Die kann freilich auch während des Erzählens einer anderen Geschichte passieren. **Stern** diskutiert die neurowissenschaftliche Basis des „sharing“ und bezieht sich auf die Entdeckung der Spiegelneuronen durch **Rizzolatti** und andere Autoren. Wie auch immer das neurowissenschaftlich begründet werden mag, für ihn hat die Erfahrung des Gemeinsamen in einer Interaktion des „present moment“ klaren Primat. Der Present Moment wird nicht durch die Vergangenheit determiniert, weil in einer Interaktion der nächste „Zug“ nie vorhergesagt werden kann; aber er wird auch nicht durch die Zukunft ausgelöscht, denn er wahrt seine eigene Form. Ein Present Moment ist insofern immer „emergent“, er entsteht aus dem Potential der beiden Beteiligten, überschreitet aber die Grenzen sofort. Wir verstehen „plötzlich“, wie etwas Neues in der psychotherapeutischen Beziehung zustande kommt. Hier ist eine Liste der Charakteristika des „present moment“:

- Man muß seiner gewahr sein – und ihn schätzen
- Ein present moment ist nicht die verbale Erklärung einer Erfahrung
- Die gefühlte/erlebte Erfahrung des present moment ist im Gewahrsein, während der Moment geschieht; um ihn zu beschreiben, muß er gewissermaßen eingeklammert werden im Sinne von **Husserls** *époque*.

- Ein present moment ist kurz
 - Er hat eine psychologische Funktion; er muß genügend neu oder durchaus auch problematisch sein, um Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, present moments fordern Konsequenzen und ein Sich-Einlassen mit der Welt; der present moment fordert eine Art von „seelischer Arbeit“.
 - Present moments haben eine gestalthafte Kontur, wodurch kleinere Einheiten des Geschehens geordnet oder gruppiert werden
 - Sie haben eine zeitliche Dynamik; ein Erleben kann z.B. „hochkommen“, ein „Crescendo“ durchlaufen und dann „ausklingen“ – das sind die Konturen der Vitalitätsaffekte, die **Stern** früher beschrieben hatte. Solche Qualia sind nicht-reduzibel. Aber die zeitliche Dynamik könnte für das „sharing“ des Erlebens zwischen zwei Personen verantwortlich sein. Die polyphonen und polyrhythmischen Aspekte können in Metaphern ausgedrückt und dann auch verbal geteilt werden.
 - Der present moment ist unvorhersagbar. Das hat zur Folge, dass das therapeutische Geschehen als „sloppiness“ und „cocreation“ aufgefaßt werden muß. Es kommt mehr darauf an, etwas „lässig“ („sloppy“) geschehen zu lassen als aktiv „intervenieren“ zu wollen.
 - Er enthält ein Selbstgefühl, weil man es selbst ist, der ihn erlebt. Es gibt ihn nicht außerhalb der eigenen Selbsterfahrung und dennoch ist das die Basis des Teilens; hier geht das Selbst über das Individuelle sogleich hinaus
 - Das erlebende Selbst nimmt Bezug zum present moment, es „macht etwas daraus“.
 - Unterschiedliche present moments haben unterschiedliche Wertigkeiten.
- Immer wieder vergleicht **Stern** das Erleben des present moment mit der Musik, an der hörend teilzuhaben nur möglich ist, wenn man sich ihr überlässt, wobei einzelne moments entstehen, die die vorherigen untergehen lassen. Man kann sie nicht festhalten. Hier kommt also schon ein miniature ein Zeitbezug zur Geltung, dem man sich nicht entziehen kann. Das ist bei größeren Zeit-Thematisierungen noch mehr der Fall, etwa wenn Vergangenheiten biographisch berich-

tet werden; dann liefere eine zündende Metapher die sprachliche Möglichkeit, einen present moment entstehen zu lassen, indem sie das Gegenwärtige mit dem Vergangenen verbindet. Die Gegenwart ist dann nicht der „present moment“, sondern das Finden der guten, der passenden Metapher. Ihr folgt dann regelmäßig eine Pause, ein Schweigen und das gehört, so dehnt **Stern** seine Überlegungen auf die therapeutische Praxis aus, auch zu dem Geschehen nach einer guten Deutung, die oft metaphorische Form annimmt. Der Therapeut, der hier nicht abwarten kann, zerstört die Wirkung seiner eigenen Deutung; etwa wenn er von seinem Patienten wissen will, „wo sind Sie denn gerade?“. Der Patient ist im „present moment“. **Stern** möchte das Motiv nach Intersubjektivität für wichtiger als Triebgeschehen ansetzen und es zugleich vom Bindungssystem unterscheiden. Das intersubjektive Motivationssystem reguliert wichtige psychologische Funktionen zwischen dem Pol der „mentalen Fusion“ und dem der „kosmischen Einsamkeit“. Diese Achse der Zugehörigkeit ist eine andere als die von Nähe und Distanz, denn man kann sich jemandem nahe fühlen, und dennoch die Gefahr der Fusion fürchten. „Bindung“ und das intersubjektive Motivationssystem werden deshalb als zwei verschiedene Dimensionen angesehen.

Das intersubjektive Motivationssystem hat eine Entwicklung. Es ist anfänglich interaktiv und beschreibt auf dieser Ebene Ereignisse wie die Synchronisierung von Verhaltensabläufen, die transmodale Antwort (die Mutter antwortet dem rhythmischen Gebrabbel des Kindes in einem anderen Modus, indem sie etwa auf den Tisch klopft), die Reziprozität von Gestik und Mimik in kurzer Zeit. Dem folgt eine Ebene primärer Intersubjektivität, wenn die Intentionen des Anderen wahrgenommen und geteilt werden („ich weiß, daß Du weißt...“; „ich fühle, daß du fühlst...“) und dazu gehört Imitation und attunement. Diese Ebene kann noch einmal zu einer sekundären Intersubjektivität ausgebaut werden, wenn die wechselseitige Intentionalität reflexiv gewusst wird („Ich weiß, daß Du weißt, daß ich weiß...“) und das schließt die Entwicklung und Nutzung von Empathie für die Beziehung ein.

Die interaktive Ebene ist in der frühen Entwicklung v.a. auch auf einem neuronalen level zu beobachten, sie ist präreflexiv und nutzt das Operieren der Spiegelneuronen und mündet in ein wechselseitig adaptives Oszillieren von Verhaltenseinheiten; die beiden level der Intersubjektivität gehören einer Ebene der Erfahrung an, emanzipieren sich also von der neuronalen Determinierung weitgehend..

Diese Ebene der Erfahrung des „sharing“ kann nun auf manifestes Verhalten, das dem Anderen irgendetwas „zeigen“ müsste, verzichten. Hier ist ein Schweigen möglich, das höherwertig als das Reden angesetzt werden muß. Das Schweigen gehört auch zu den „now moments“, das dem „moment of meeting“ vorausgeht; letzterer ist die „gute Antwort“.

Aber es gibt natürlich auch Schweigen, das sich im Reden dokumentiert. Wiederum

zieht Stern anschauliche Beispiele zur Illustration heran. Man stelle sich vor, ein Liebender frage eine Frau, ob er wichtig für sie sei? Wenn sie antwortet, „gut, daß Du mich das jetzt fragst“, ist der „flow“ des Geschehens zerstört und er wird verstehen, daß sie seine Frage eher abstrakt beantwortet als sich in eine „lived story“ mit ihm einlassen zu wollen. Auf seine eigentliche Frage antwortet sie in diesem Beispiel mit Schweigen, trotz manifestem Reden. Diese Analogien enthalten eine tiefe Wahrheit, denn natürlich ist die therapeutische Arbeit ohne solche „Liebe“ nicht zu machen und doch darf sie nicht zu einer gelebten Liebe werden. Aber die neue Theorie der „present moments“ könnte uns eine Anschauung davon geben, daß es in „moments of meeting“ eine heilsame und wandelnde Liebe geben kann.

ZURÜCK ZUR ZEIT

Ein geheimes Band, die Zeit, verbindet das Thema der sozialen Kategorien und der „present moments“. **Schopenhauer** erklärt uns in „Die Welt als Wille und Vorstellung“ (1. Buch), ein jeder dürfe davon überzeugt sein, „wie wichtig zur Einsicht in sein innerstes Wesen gerade die Erkenntnis der einfachsten seiner Gestaltungen als solcher ist, und für diese haben wir die Zeit erkannt“. Jeder Augenblick sei nur, „sofern er den vorhergehenden, seinen Vater, vertilgt hat, um selbst wieder ebenso schnell vertilgt zu werden“ – der Fluß der Zeit erfasst die Generationenfolge im Großen und im Kleinen. Hier sind wir soeben Geborene und sogleich wieder Vergangene. Die Tragik dieses Unendlichen kann eine ästhetische Einstellung überwinden, wie ich sie in einem japanischen *waka*, einem Gedicht von Teika Fujiwara finde:

Wie weit man auch blickt
Weder Blüten noch leuchtend verfärbtes Ahornlaub
Am Ufer
Nur eine riedgedeckte Hütte
In der herbstlichen Abenddämmerung

Hier kann, hier muß aber auch nichts erklärt werden. Aber der Augenblick übersteigt für einen „present moment“ die Tragik des Vergänglichen. Der Präsenz der Dinge gegenwärtig werden, läßt etwas zum Vorschein kommen, was ein „Mehr“ ist. Es wird Teil der Schöpfung, die sich für eine Sekunde wiederholt. Der poetische Blick, der das zu sehen vermöchte, erhebt sich, wie **Musil** ersehnte, über das Wissen und verzichtet dennoch nicht darauf. Das ist in meinem Verständnis der Psychoanalyse sehr nahe und wäre zugleich im besten Sinne als spirituell zu bezeichnen. Es muß mit dem nahenden Weihnachtsfest zu tun haben, daß ich auf solche Dinge komme. Hier ist vom Frieden, „höher als alle Vernunft“ die Rede. Den kann ich nur wünschen.